

ERHARD BLUM

Grundfragen der historischen Exegese

Herausgegeben von
WOLFGANG OSWALD
und KRISTIN WEINGART

*Forschungen
zum Alten Testament*
95

Mohr Siebeck

Forschungen zum Alten Testament

Herausgegeben von

Konrad Schmid (Zürich) · Mark S. Smith (New York)

Hermann Spieckermann (Göttingen)

95



Erhard Blum

Grundfragen der historischen Exegese

Methodologische, philologische und hermeneutische
Beiträge zum Alten Testament

Herausgegeben von
Wolfgang Oswald und Kristin Weingart

Mohr Siebeck

ERHARD BLUM, geboren 1950; Studium der Evangelischen Theologie; 1982 Promotion; 1988 Habilitation; 1989–2000 Lehrstuhl für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Biblische Theologie an der Universität Augsburg; seit 2000 Lehrstuhl für Altes Testament mit Schwerpunkt Literaturgeschichte des Alten Testaments an der Universität Tübingen.

WOLFGANG OSWALD, geboren 1958; 1992 I. Theologische Dienstprüfung; 1995 II. Theologische Dienstprüfung; 1998 Promotion; 2006 Habilitation; seit 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen; seit 2012 Apl. Professor für besondere Aufgaben in Lehre und Forschung im Dept. Altes Testament.

KRISTIN WEINGART, geboren 1974; Junior College, Barnesville (GA), USA; Studium Evang. Theologie (Diplom) sowie Jüdische Studien (MA); 2013 Promotion; derzeit Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Dept. Altes Testament der Evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen.

e-ISBN PDF 978-3-16-153572-7

ISBN 978-3-16-153571-0

ISSN 0940-4155 (Forschungen zum Alten Testament)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohr.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

Vorwort

Der vorliegende Band ist der zweite mit ausgewählten Aufsätzen von Erhard Blum. Darin sind Arbeiten versammelt, die sich Fragen der Methodologie, der Philologie und der Hermeneutik zuwenden. Schon früh hat sich Erhard Blum neben seinen bekannten Arbeiten zum Pentateuch und zu den Vorredern Propheten, die im ersten Sammelband wiederveröffentlicht wurden, auch der Beschäftigung mit Grundlagenfragen der historischen Exegese angenommen. Dieser Zugang basiert auf der Erkenntnis, dass ein angemessenes Verständnis der Texte der Hebräischen Bibel nur dann erreicht werden kann, wenn es zum einen mit präziser Beobachtung, der Klärung von Sprache und Eigenart der zu interpretierenden Texte einhergeht, und die Auslegung zum andern auf einer selbstkritischen Reflexion der Voraussetzungen und Regeln der Analyse aufbaut. Materiale Exegese und Besinnung auf die Grundlagen der Exegese stehen in einem unauflöselichen und immer wieder neu zu erarbeitenden Wechselverhältnis. Dies kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass die früheste der hier versammelten Arbeiten aus dem Jahr 1975 stammt und die jüngste Anfang 2015 erscheinen wird, die Thematik mithin das gesamte wissenschaftliche Wirken Erhard Blums begleitet.

Die Aufsätze sind im vorliegenden Band jedoch nicht in der Reihenfolge ihres Erscheinens abgedruckt, sondern folgen einer sachlichen Ordnung. Die ersten sechs Beiträge sind methodologischen und literaturwissenschaftlichen Themen gewidmet und schreiten vom Grundsätzlichen zum Konkreten fort. Den Anfang bildet die Tübinger Antrittsvorlesung aus dem Jahr 2001, die das Programm einer „alttestamentlichen Exegetik“ skizziert. Am Ende steht eine Studie, die sich im Blick auf das literargeschichtliche Problem des Buchübergangs von Genesis nach Exodus nicht auf die übliche Suche nach Erzählfäden beschränkt, sondern zugleich nach dem Textverständnis und nach den methodischen Voraussetzungen divergierender Analysen fragt.

Die zweite Abteilung enthält drei Aufsätze zu sprachwissenschaftlichen und speziell hebraistischen Fragen, wobei es auch für andere Arbeiten von Erhard Blum charakteristisch ist, dass diese beiden Aspekte stets einbezogen werden. Schon in den 1970-er Jahren konnte sich Erhard Blum in Fragen der Semitistik und der allgemeinen Sprachwissenschaft gründlich einarbeiten. Der Gewinn war und ist ein linguistisch geschärfter und vielfach neuer Blick auf die Texte.

Den Abschluss bilden zwei Arbeiten, die ohne Erhard Blums langjährige Beschäftigung mit dem Judentum und dem Staat Israel so kaum denkbar wären. In ihnen verbinden sich exegetische Entdeckungen mit Infragestellungen von Selbstverständlichkeiten der eigenen Wissenschaftstradition, wie sie nicht zuletzt durch die Konfrontation mit dem fremden Blick des Anderen angestoßen werden.

Auch für den vorliegenden, zweiten Band wurden die Aufsätze soweit möglich und sinnvoll in formaler Hinsicht angepasst und vereinheitlicht. So findet jetzt die neue Rechtschreibung Anwendung (Zitate anderer Autoren ausgenommen). Orts- und Personennamen sowie die Abkürzungen für biblische Bücher wurden vereinheitlicht, ebenso die bibliographischen Angaben in den Anmerkungen. In einigen Aufsätzen wurden hebräische Passagen, die im Original in Umschrift wiedergegeben waren, in Quadratschrift gesetzt. Schließlich wurden auch gelegentliche Schreibfehler und kleinere Versehen stillschweigend korrigiert.

Für die gute Zusammenarbeit sei dem Cheflektor des Verlages Mohr Siebeck, Herrn Dr. Henning Ziebritzki, sowie den Herausgebern der „Forschungen zum Alten Testament“, den Professoren Konrad Schmid, Hermann Spieckermann und Mark S. Smith, gedankt. Am Lehrstuhl haben sich Sabine Rumpel, Desiree Zecha, Benjamin Häfele, Martin Kächele und Hendrik Stoppel um die Aufbereitung der Texte verdient gemacht. Auch ihnen gilt ein herzlicher Dank. Gute Wünsche gelten abermals dem Autor, zu dessen 65. Geburtstag diese Sammlung erscheint.

Tübingen, im Januar 2015

Wolfgang Oswald
Kristin Weingart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	V
---------------	---

Methodologie der Exegese und Pragmatik alttestamentlicher Texte

Notwendigkeit und Grenzen historischer Exegese. Plädoyer für eine alttestamentliche „Exegetik“ (2005)	1
--	---

Historiographie oder Dichtung? Zur Eigenart alttestamentlicher Geschichtsüberlieferung (2005)	31
--	----

Von Sinn und Nutzen der Kategorie „Synchronie“ in der Exegese (2004)	55
---	----

„Formgeschichte“ – ein irreführender Begriff (2006)	69
---	----

Die Stimme des Autors in den Geschichtsüberlieferungen des Alten Testaments (2008)	83
---	----

Zwischen Literarkritik und Stilkritik. Die diachrone Analyse der literarischen Verbindung von Genesis und Exodus – im Gespräch mit Ludwig Schmidt (2012)	105
--	-----

Sprachwissenschaftliche Klärungen

Psalm 2,7c – eine performative Aussage (1975)	129
---	-----

Der vermeintliche Gottesname „Elohim“ (2008)	133
--	-----

Das althebräische Verbalsystem – eine synchrone Analyse (2008)	155
--	-----

Vorverständnis und historische Hypothesen

Volk oder Kultgemeinde? Zum Bild des nachexilischen Judentums in der alttestamentlichen Wissenschaft (1995)	195
Das Vorverständnis hinterfragen. Veränderungen alttestamentlich-exegetischer Zugänge aus der lebensweltlichen Begegnung mit dem Judentum (2015)	215
Nachweis der Erstveröffentlichungen	227
Stellenregister	229
Sachregister	231

Notwendigkeit und Grenzen historischer Exegese

Plädoyer für eine alttestamentliche „Exegetik“¹

Von der Notwendigkeit (und den Grenzen) historisch orientierter Exegese² zu reden, könnte – jedenfalls im europäischen Kontext – durchaus überflüssig erscheinen. Die letzten heftigen Auseinandersetzungen um die sog. „historisch-kritische Methode“ wurden (innerhalb der evangelischen Kirche) in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgetragen. Zwar gab es auch danach Stimmen, die das „Ende der historisch-kritischen Methode“ verkündeten. Aber solcher Fundamentalwiderspruch kam von außerhalb der akademischen Theologie und ist ihr äußerlich geblieben: Das Recht historischer Exegese ist im universitären Kontext schlicht selbstverständlich, auch theologisch.

Anders verhält es sich mit ihrer Notwendigkeit, sofern man diese in einem strikten Sinne versteht, wonach wissenschaftliche Exegese *per se* eine historische sein müsse. Schließlich ist der herkömmlichen Forschung, deren Grundlagen im 19. Jahrhundert gelegt wurden, bereits seit mehreren Jahren eine vielfältige Konkurrenz erwachsen: Da gibt es die am überlieferten Endtext orientierten Programme einer „kanonischen“ Auslegung oder einer poetisch-literarischen Interpretation der Bibel oder die sog. kontextuellen Exegesen, sei es aus feministischer, befreiungstheologischer oder anderer Perspektive. Diese Bandbreite, die man in ihrer bunten Vielfalt etwa auf den großen Kongressen der amerikanischen Society of Biblical Literature eindrucksvoll erleben kann, reflektiert zugleich ein gewisses Unbehagen angesichts einer vorrangig diachron, d.h. auf Probleme der Textgenese ausgerichteten Forschung – selbst wenn sich dieses Unbehagen nicht mehr in einem *vorkritischen*, sondern gleichsam „post-kritischen“ Horizont artikuliert. All das ist freilich mehr in anderen Ländern als den deutschsprachigen zu beobachten. Soll man dies einer größeren *stabilitas* hierzulande zugute

¹ Dem Beitrag liegt meine Antrittsvorlesung an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen im Sommersemester 2001 zugrunde.

² Die übliche Bezeichnung „historisch-kritische Exegese“ ist ein Pleonasmus, weil die „Kritik“ (bezogen sowohl auf den Gegenstand als auch auf die eigene Urteilsbildung) bei jedem wissenschaftlichen Anspruch, ja bereits in der Kategorie des „Historischen“ mitgesetzt ist. Diese Redundanz vermeidend spreche ich von „historischer Exegese“.

halten, oder ist es eher ein Symptom dafür, dass die eigene, unbestritten große Tradition mitunter den Blick auf gewisse Defizite verdeckt?

Wie auch immer, zu denken gibt, dass – zumindest in der *alttestamentlichen* Exegese – die alternativen Ansätze zeitlich mit als krisenhaft empfundenen Umbrüchen in der herkömmlichen Forschung zusammenfielen. Diese Umbrüche betrafen zunächst das Bild der Literaturgeschichte des Alten Testaments und begannen bekanntlich vor drei Jahrzehnten mit der neueren Pentateuchdiskussion. In deren Konsequenz wurden zwar tragende Komponenten der klassischen „Urkundenhypothese“ weitgehend aufgegeben, doch zeigt sich in den Einzelanalysen, den Erklärungsmodellen und den Datierungen – nicht selten mit erstaunlichen Kontinuitäten in den Grundbeobachtungen³ – immer noch ein diffuser Dissens, selbst wenn sich neuerdings gewisse Konvergenzlinien abzuzeichnen scheinen.⁴

Mit etwas Optimismus könnte man sich diese sog. „Pentateuchkrise“ noch als notwendige Vorbereitung eines klärenden „Paradigmenwechsels“ im Sinne von Thomas S. Kuhn zurechtlegen. Dies wäre aber zu kurz gegriffen. Schon der Umstand, dass in anderen Bereichen – etwa der Prophetie – die literargeschichtlichen Positionen eher noch stärker auseinanderdriften, sollte nachdenklich stimmen. Wo liegt das Problem?

Die allgemeine Diagnose ist im Grunde trivial: Die alttestamentliche Exegese hat ein *strukturelles* Problem, das jeweils beim Verlust vermeintlicher „Selbstverständlichkeiten“ unübersehbar durchschlägt. Die/ieses Strukturproblem beruht auf der Kluft zwischen einem hochgesteckten Erklärungsanspruch und einer defizienten Datenbasis.

Der *Anspruch* reicht bekanntlich von der Rekonstruktion der Welt des alten Israel (in allen denkbaren Aspekten) bis zur Verortung der Einzeltexte mit Autoren und Adressaten in ihren historischen Situationen. Dabei besteht

³ Solche Kontinuitäten betreffen mitunter ganz konkrete analytische Befunde und können bis in die Anfänge der wissenschaftlichen Exegese im 19. Jahrhundert zurückreichen. Dazu nur ein Beispiel: Die wichtigsten Problemstellen einer literargeschichtlichen Analyse der Urgeschichte in der Genesis, die in den neuesten redaktionsgeschichtlichen Untersuchungen thematisiert werden, waren schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts von H. HUPFELD, *Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung*, Berlin 1853, und E. SCHRADER, *Studien zur Kritik und Erklärung der biblischen Urgeschichte. Gen. Cap. I–XI*, Zürich 1863, erörtert worden, vielfach mit Lösungsvorschlägen, die heute immer noch auf dem Tisch liegen. Wie eine solche Kontinuität im Blick auf den „Fortschritt“ in der Disziplin zu beurteilen ist, soll hier nicht diskutiert werden.

⁴ Die Konvergenz sehe ich darin, dass für die substantielle Phase der vorpriesterlichen Überlieferung zunehmend „Blockmodelle“ (allerdings in sehr unterschiedlichen Ausführungen) mit literarisch eigenständigen Kompositionen präferiert werden; vgl. z.B. D.M. CARR, *Reading the Fractures of Genesis. Historical and Literary Approaches*, Louisville 1996; mehrere Beiträge in J.C. GERTZ u.a. (Hg.), *Abschied vom Jahwisten. Die Komposition des Hexateuch in der jüngsten Diskussion* (BZAW 315), Berlin / New York 2002; E. ZENGER u.a., *Einleitung in das Alte Testament*, Stuttgart 2004⁵, 97ff.

die größte Schwierigkeit darin, dass externe Daten rar bleiben, im besten Falle einen gewissen Rahmen des Möglichen abstecken, und dass das Buch, aus dem dies vor allem erhoben werden soll, selbst über Jahrhunderte entstanden ist, dass die zu interpretierenden Texte also erst in der Rekonstruktion eines komplexen Transformationsprozesses erschlossen werden müssen. So betrachtet kann ein grundständiger Dissens in der Forschung eigentlich nicht erstaunen. Es geht schon im Ansatz um ein recht ambitiöses Unterfangen.

Nun mag man einwenden, dass eine Diastase von Ausgangsdaten und Erklärungsziel grundsätzlich in allen historisch-philologischen Fächern gegeben ist; doch dürfte es dabei zumindest graduelle Unterschiede geben. Im Falle der alttestamentlichen Exegese ist besagte Diastase nicht nur besonders ausgeprägt, das Fach erweist sich davon in seiner disziplinären Hermeneutik und seiner Methodik maßgeblich bestimmt. Einige der hermeneutischen Implikationen werden im vorletzten Abschnitt (III) thematisiert. Im ersten Teil (I) sollen aber zunächst verbreitete methodische Strategien kritisch beleuchtet werden, die auf eine Bewältigung jener Diastase zielen. Im Anschluss daran wird mit grundsätzlichen Alternativen die eingangs formulierte Frage der Notwendigkeit historischer Exegese zur Debatte stehen (II). Den Abschluss (IV) bildet ein Plädoyer für eine alttestamentliche Exegetik im Sinne einer verstetigten Metareflexion des exegetischen Geschäfts.

I. Historische Komplexität vs. exegetische Urteilsfähigkeit

1. Komplexitätsreduktion im literarkritischen Verfahren

Studierende lernen spätestens im Proseminar ein subtiles methodisches Instrumentarium kennen, mit dem die Disziplin das skizzierte Strukturproblem zu meistern sucht. Unter den in Arbeitsbüchern als „Methodenschritte“ aufgeführten Fragehorizonten bildet dabei die Literarkritik den einzigen, der den Namen „Methode“ verdient.⁵ Bei ihr handelt es sich in der Tat um eine methodische Verfahrensweise, insofern sie bestimmte Kriterien und Kontrollfragen bereithält, mit deren Hilfe eine Analyse | der diachronen Einheitlichkeit/Uneinheitlichkeit schriftlicher Traditionstexte durchzuführen sei; dieses analytische Verfahren soll seinerseits die Voraussetzungen liefern für eine Rekonstruktion schriftlicher Vorstufen oder Vorlagen.⁶ Basierend auf

⁵ Näher besehen stellt sich die Reihe der sog. „Methodenschritte“ als ein Mix von Methoden (im strengeren Sinne), Fragehorizonten und Erklärungsmodellen dar; s. auch die folgende Anmerkung.

⁶ Diese Rekonstruktion selbst liegt bereits jenseits der Literarkritik, insofern über das literarkritische Verfahren hinaus synthetische Deutungen und die Applikation potentiell

der vorderhand plausiblen Vermutung, dass redaktionelle Fügungen oder Fortschreibungen in den Texten gewisse Spuren hinterlassen, werden Text-Inkohärenzen, insbesondere inhaltliche/formale Spannungen oder Brüche sowie störende Doppelungen, registriert und gleichsam „kriminalistisch“ ausgewertet. Verständlicherweise drehen sich die meisten Kontroversen, sowohl in den konkreten Einzelanalysen wie auch in methodologischen Debatten, um die Frage, ob ein bestimmter Befund oder Befunde einer spezifischen Art als Störung der Textkohärenz zu betrachten seien.⁷ Diese heikle Frage, die sich vielfach auch einer generalisierenden Beantwortung entzieht, soll hier jedoch ganz ausgeklammert bleiben.

Statt dessen wollen wir eine Art *Gedankenexperiment* unternehmen, in dem eine literarkritische Analyse⁸ zur Klärung der diachronen Einheitlichkeit eines Einzeltextes zu denken ist – mithin ein Arbeitsschritt, wie er zum alltäglichen Geschäft der Exegeten gehört. Der Einfachheit halber seien hierbei aber von vornherein Idealanalysen unterstellt, die | ausschließlich „tatsächliche Spannungen“ und/oder „störende Doppelungen“ etc. registrieren.⁹

verschiedener textgenetischer Modelle erforderlich sind. Von daher ist „Redaktionsgeschichte“ auch keine „Methode“, sondern eine Breviloquenz für ein bestimmtes Erklärungsmodell. Sobald „Redaktionsgeschichte“ zur „Methode“ geworden ist, stellt sie bereits eine Fehlentwicklung dar, insofern *ein* denkbare diachrones Modell zu einer Selbstverständlichkeit, d.h. zu einer apriorischen Voraussetzung gemacht ist. So werden in der neueren Prophetenforschung nicht selten literarische Kompositexte *eo ipso* als redaktionell verstanden, weil die Möglichkeit einer primären literarischen Zusammenstellung durch einen Autor gar nicht im Blick ist. Noch Bernhard Duhm u.a. hatten dagegen damit gerechnet, dass Propheten als erste Editoren ihrer (zunächst mündlich vorgetragenen) Worte wirkten.

⁷ Vgl. zuletzt den Versuch einer gewissen Krieteriologie bei M. ARNETH, Art. Literarkritik der Bibel, in: RGG⁴ 5, Tübingen 2002, 389–390.

⁸ Dabei ist primär an eine „textimmanente“ Analyse gedacht, die sich für die Prüfung der „literarischen Integrität“ (vorrangig) auf einzeltextinterne Anstöße und Befunde stützt. Diese bildet ja auch den Kern jeder Literarkritik, ob man diese ganz darauf beschränkt wie W. RICHTER, Exegese als Literaturwissenschaft. Entwurf einer alttestamentlichen Literaturtheorie und Methodologie, Göttingen 1971, 49ff., in seinem Bemühen, Literarkritik und Quellenscheidung/Redaktionskritik methodisch voneinander abzuheben, oder ob man dann auch übergreifende Zusammenhänge/Zuordnungen mit einbezieht; vgl. etwa O.H. STECK, Exegese des Alten Testaments. Leitfaden der Methodik, Neukirchen-Vluyn 1989¹², 51 (Anm. 25), mit kritischen Anmerkungen zu Richter.

⁹ Eingeklammert bleiben soll bspw. auch die alte Frage, ob neuzeitliche Leser andere Maßstäbe der (In-)Kohärenz, eines (nicht-)abweichenden Sprachgebrauchs, unbeholfener/eleganter Gestaltung haben mögen als antike Autoren/Leser. Vieles spricht dafür, dass sprachliche Kommunikation, d.h. auch Narration, Argumentation etc., in den meisten elementaren Aspekten in alten Kulturen nicht anders funktionierte als in modernen. Je mehr es aber um Fragen des kulturellen und einzelsprachlichen Stilempfindens geht, ist sehr wohl mit divergierenden Maßstäben zu rechnen. Als beliebiges Einzelbeispiel sei hier auf

Unter welchen Bedingungen, das sei dabei die Frage, lassen sich auf der Basis solcher Beobachtungen eventuelle Vorstufen eines Einzeltextes im Wortlaut oder auch in den Umrissen rekonstruieren? Man kommt hier, meine ich, auf wenigstens zwei Vorannahmen, die dafür *de facto* (wenn auch nicht notwendig bewusst) zu supponieren sind. Die Stichworte sind: „Signifikanz“ und „Suffizienz“.

Das implizite *Signifikanz*-Postulat besagt: Wo auch immer der untersuchte Text eine echte Spannung oder Doppelung aufweist, handelt es sich um Spuren seiner *Genese*.

Im Einzelfall kann der supponierte Sachverhalt in der Tat gegeben sein, gleichwohl wird man, bei Licht besehen, kaum ernsthaft bestreiten wollen, dass Texte auch aus ganz anderen Gründen Unebenheiten, Widersprüche oder Redundanzen aufweisen können.

Unebenheiten, Widersprüche, formale Mängel, ästhetische Mängel, sprachlich abweichende Formulierungen etc. können einem Autor unbemerkt unterlaufen, oder er kann sie für vernachlässigenswert halten. Abweichungen, Spannungen etc. können auch mehr oder weniger absichtsvoll herbeigeführt oder belassen sein, um Nichtkognitives (Affekte) zum Ausdruck zu bringen, um – als rhetorisches Mittel – Aufmerksamkeit zu erregen, um aspektuelle Komplexität (verschiedene Wahrnehmungsperspektiven o.ä.) darzustellen oder um „Hintergründlichkeit“ zu gestalten (Leerstellen, Widersprüche in Erzählungen etc.) usf.

Grundsätzlich kann eine Analyse zwar versuchen, solche Möglichkeiten einzubeziehen, und methodisch durchführbar sollte dies auch bei der zweiten genannten Kategorie der bewussten Gestaltungsmittel sein, doch erscheint die Differenzierung insignifikanter Nachlässigkeiten des Autors und diachroner Indizien in der Regel aussichtslos, weil dadurch die Stringenz des methodischen Zugriffs aufs Spiel gesetzt würde. In der | konkreten exegetischen Arbeit spielt sie denn auch äußerst selten eine Rolle.¹⁰

Nun genügt es für eine zielführende Analyse aber noch nicht, dass die alten Autoren/Tradenten keine *falschen* Spuren legten, sie müssen *hinreichende* Spuren hinterlassen haben, d.h. von der Zahl und Art, wie die neuzeitlichen Forscher sie brauchen, um eine zutreffende Schichtenanalyse durchzuführen. Dies wäre das *Suffizienz*-Postulat. Im exegetischen Betrieb ist es zudem gleichsam in einer verschärften Variante virulent. Danach gilt:

die von den Neueren durchgängig als unbeholfen eingeschätzte Syntax in Gen 2,9b wiesen; cf. dazu ausführlich A. MICHEL, *Theologie aus der Peripherie. Die gespaltene Koordination im Biblischen Hebräisch* (BZAW 257), Berlin / New York 1997, 1–22.

¹⁰ Ein Beispiel wäre die gelegentliche Erklärung der fehlenden Redeeinleitungen in Ex 4,5.8 als „Anakoluth“; vgl. H. GREBMAN, *Mose und seine Zeit. Ein Kommentar zu den Mose-Sagen*, Göttingen 1913, 21 (Anm. 1); W.H. SCHMIDT, *Exodus* (BK II/3), Neukirchen-Vluyn 1983, 190.

Soweit in einem Text Vorlagen verarbeitet wurden, sind sie auch erkennbar.¹¹ Nur unter einem solchen Axiom ist es beispielsweise verständlich, dass im Falle fehlender Inkohärenz-Befunde üblicherweise behauptet wird, der betreffende Text sei diachron einheitlich.¹²

Allerdings fällt es wiederum nicht schwer sich auszumalen, welche durchaus naheliegenden Möglichkeiten mit einer solchen Suffizienz-Annahme ausgeschlossen werden.

Man braucht hier nicht einmal an Auslassungen oder tiefgreifende Transformationen der Vorlagen durch Tradenten zu denken – Fälle, in denen jegliche „Vorstufenrekonstruktion“ von vornherein zum Scheitern verurteilt sein wird. Es genügt schon, dass Tradenten auf sorgfältig angepasste Bearbeitungen bedacht waren, sei es mit oder ohne punktuell glättende Eingriffe. Darüber hinaus ist damit zu rechnen, dass gerade bei Neubearbeitungen ältere „Unebenheiten“ mehr oder weniger beiläufig geglättet werden.¹³ Zugleich besteht die Möglichkeit, dass bei einer Bearbeitung durch Unachtsamkeit neue Inkohärenzen eingeführt werden, aber ohne einen signifikanten Zusammenhang mit dem eigentlichen redaktionellen Prozess. – Die Möglichkeiten und Spielarten ließen sich leicht mehren. |

Unser kleines Gedankenexperiment scheint somit zu dem Ergebnis zu führen, dass die gedachte „ideale“ literarkritische Methodik die ihr unterstellte Urteilsfähigkeit allein unter der Bedingung einer axiomatischen Reduktion von Möglichkeiten erhalten kann. Eine solche Schlussfolgerung wäre nur unter der Voraussetzung zu vermeiden, dass der Traditionsprozess biblischer Literatur sich unter hoch restringierten Bedingungen vollzogen hätte, nämlich derart, dass die Texte während ihrer gesamten Überlieferungsgeschichte ausschließlich additiv erweitert wurden¹⁴ und dass die Tradenten im Allgemeinen kein Interesse an der Vermeidung von Inkohärenzen hatten oder nicht anders konnten oder gar mit Absicht ihre Arbeit markierten.

¹¹ Vgl. H. BARTH / O.H. STECK, *Exegese des Alten Testaments. Leitfaden der Methodik. Ein Arbeitsbuch für Proseminare, Seminare und Vorlesungen*, Neukirchen-Vluyn 1978⁸, 32–35, hier 32: Falls der Wortbestand „in einem Zuge ... formuliert“ sei, bleibe „die lke Befragung ... ohne Befund“; so der Sache nach auch 1989¹², 50.52 (B.I.).

¹² Schon die bisherigen Überlegungen zeigen die Notwendigkeit einer begrifflichen Differenzierung zwischen „Kohärenz/Inkohärenz“ als Kategorien einer synchronen Beschreibung und „Einheitlichkeit/Uneinheitlichkeit“ als Kategorien einer diachronen Analyse (mit H. UTZSCHNEIDER / S.A. NITSCHKE, *Arbeitsbuch literaturwissenschaftlicher Bibelauslegung. Eine Methodenlehre zur Exegese des Alten Testaments*, Gütersloh 2001, 229f.). Erstere können, müssen aber nicht auf letzteren beruhen – und umgekehrt!

¹³ Vgl. u. Anm. 24 und 26.

¹⁴ J. WERLITZ, *Studien zur literarkritischen Methode. Gericht und Heil in Jesaja 7,1–17 und 29,1–8* (BZAW 204), Berlin / New York 1992, 85, Anm. 99: „Indem Literarkritik zur Methode jeder Textbearbeitung erhoben ist, ist die Erwartung traditionstreuer Redaktionen Grundgesetz alttestamentlicher Literaturgeschichte.“

Einige dieser Sonderbedingungen werden denn auch mitunter postuliert.¹⁵ Lassen sie sich aber auch generell plausibilisieren, oder handelt es sich um ad-hoc-Postulate der „exegetischen Vernunft“?

Ein naheliegender Weg zur Überprüfung solcher Annahmen könnte die Untersuchung von Texten sein, deren Genese sich gleichsam „empirisch“ nachvollziehen lässt, insofern ihre Quellen oder Vorlagen ebenfalls überkommen sind, wenn Ausgangs- und Zieltext des diachronen Prozesses also direkt verglichen werden können.

Es fehlt dafür auch nicht an potentiellen Kandidaten. Zu nennen wäre beispielsweise das Jubiläenbuch, eine Neufassung der Genesis und von Teilen des Exodusbuches aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., oder die Tempelrolle aus Qumran, die auf dem Pentateuchtext beruht, oder auch die synoptischen Evangelien im Neuen Testament. Innerhalb des Alten Testaments ist insbesondere an die Chronikbücher und die handschriftlich belegte Textgeschichte zu denken. Alle diese untereinander sehr verschiedenen Überlieferungen bieten sich für eine Art „empirischer Fallstudien“ an, die zeigen können, mit welchen Techniken Tradenten in der Welt der biblischen Überlieferung gearbeitet haben und wie sie | mit ihren „Vorlagen“ umgegangen sind.¹⁶ Darüber hinaus erlauben sie grundsätzlich eine *Simulation* experimenteller Analysen, deren Ergebnisse – im Gegensatz zum exegetischen Normalfall – einer direkten Gegenprobe unterzogen werden können. Erstaunlicherweise hat die exegetische Forschung eine Selbstkontrolle dieser Art bis vor einigen Jahren nicht ernsthaft verfolgt.¹⁷

¹⁵ Nach C. LEVIN, *Der Jahwist* (FRLANT 157), Göttingen 1993, 441, gilt: „Immer schon, seit man die Gottesgeschichte niederschreiben begann, war der Heilige Text sakrosankt.“ Doch was ist die Evidenz für diese sehr weitgehende Annahme? Mit bewusst signalisierten Bearbeitungen rechnet H. GESE: „die Redaktion ist ... bemüht gewesen, die Unterschiede und Gegensätze des Textmaterials deutlich hervortreten zu lassen und so den Reichtum der Tradition zu bewahren“ (*Der auszulegende Text*, ThQ 167 [1987] 252–265, hier 258). Seine Beispiele aus der Genesis stehen aber kaum zufällig überwiegend im Zusammenhang mit den priesterlichen Texten und erscheinen da auch am überzeugendsten (vgl. u. Anm. 31).

¹⁶ Die Rede von „Empirie“ insinuiert – dies sollte sich von selbst verstehen – keine Möglichkeit einer Überprüfung, bei der hermeneutische Probleme zu suspendieren wären. Dazu sei nur angemerkt, dass jeder der genannten Texte seine spezifischen Handicaps mitbringt: im Falle des Jubiläenbuchs die Zugänglichkeit (fast) nur über späte Tochterübersetzungen, bei den Evangelien die Prämisse eines bestimmten Erklärungsmodells (Zweiquellenhypothese) oder die Möglichkeit von weiteren Differenzierungen („Urmarrkus“, verschiedene „Q“-Versionen), bei den Chronikbüchern das Problem der Textgeschichte der Vorlagen etc.

¹⁷ Erste Ansätze im 19. Jh. konzentrierten sich auf die Frage, ob ein Modell wie das der Urkundenhypothese zum Pentateuch in antiker Literatur überhaupt vorstellbar sei. Den wichtigsten Beitrag hierzu lieferte G.F. MOORE, *Tatian's Diatessaron and the Analysis of*

Eine Pionierarbeit stellt in dieser Hinsicht ein Aufsatz von Stephen Kaufman zur Tempelrolle (11QT) aus dem Jahr 1982 dar.¹⁸ Kaufman kann darin eine große Vielfalt von Spielarten der Rezeption unseres Pentateuchtextes in der Tempelrolle aufweisen. Das Spektrum reicht von (nahezu) unveränderter Übernahme der „Quellen“ über modifizierte Rezeptionen, die Fügung größerer (Quellen-)Textstücke („gross conflation“), die Kombination einer Vielzahl kleinerer Textelemente („fine conflation“) bis zu Neuformulierungen in Anlehnung/Anklang an überlieferte Texte. Dabei ist sein Urteil über die Möglichkeit einer Rekonstruktion der zugrunde gelegten Quellen oder auch nur von deren Umrissen allein aus der Tempelrolle ausgesprochen ernüchternd: „next to impossible“¹⁹.

Die bislang umfassendste Publikation zu dieser Thematik ist ein von Jeffrey H. Tigay herausgegebener Sammelband.²⁰ Die anregenden Beiträge (jüdischer Exege|ten) sind durchweg von einem grundlegenden Zutrauen in die exegetischen Zugänge bestimmt und wurden hier mit dem Ziel zusammengestellt „to consider what such models might show from various proveniences, and to consider what such models might show apart from simply conforming or not conforming to current theories about the Bible“²¹ (zu Einzelbeiträgen s. im Folgenden).

Eigene Untersuchungen einzelner „Fallbeispiele“²², die sich auf beliebig ausgewählte Stichproben im Bereich der Synoptiker und der Chronikbücher konzentrierten, bekräftigen weitgehend den von Kaufman an der Tempelrolle erhobenen Befund. Schon die aufmerksame cursorische Lektüre einer Evangelien-Synopse dürfte klarstellen, dass eine Rekonstruktion des Markusevangeliums weder auf der Grundlage von Matthäus oder Lukas allein noch auf beide zusammen gestützt Aussicht auf Erfolg hätte. Dies resultiert nicht zuletzt daraus, dass – die herkömmliche Zweiquellenhypothese einmal vorausgesetzt – beide Großevangelien den Wortlaut ihrer Markusvorlage z.T. transformierten, mehr oder weniger viele Abschnitte ausließen, die Anordnung der Perikopen veränderten etc. Selbst bei

the Pentateuch, JBL (1890) 201–215 (wiederabgedruckt als Appendix in: TIGAY, Models [Anm. 20], 243–256). Moore zeigt darin, dass Tatians „patch-work“-Komposition auch die extensiven Quellenscheidungen im Pentateuch eher übertrifft. Die Disziplin mag sich dadurch im Wesentlichen bestätigt gesehen haben; jedenfalls sind die Anstöße in Moores differenziert-skeptischen Überlegungen zur Frage, ob auf der Basis des Diatessaron eine Rekonstruktion der Evangelien möglich wäre (a.a.O., 213ff. = 254f.), nicht weitergeführt worden.

¹⁸ S.A. KAUFMAN, *The Temple Scroll and Higher Criticism*, HUCA 53 (1982) 29–43. Nachdrücklich zu verweisen ist aber auch auf einen älteren, leider wenig beachteten Beitrag von M. TSEVAT, *Common Sense and Hypothesis in Old Testament Study*, in: *Congress Volume Edinburgh 1974* (VT.S 28), Leiden 1975, 217–230, der Befunde in deutscher Literatur zum Vergleich heranzieht. Einige Überlegungen Tsevats gehen im Übrigen bereits in die Richtung einer „Exegetik“, wie sie hier vorgeschlagen werden soll.

¹⁹ KAUFMAN, a.a.O., 42.

²⁰ J.H. TIGAY (Hg.), *Empirical Models of Biblical Criticism*, Philadelphia 1985. Vgl. zur Thematik außerdem: H. DONNER, *Der Redaktor. Überlegungen zum vorkritischen Umgang mit der Heiligen Schrift*, Heno 2 (1980) 1–30; WERLITZ, *Studien* (Anm. 14), bes. 73–77.81–83; H.J. TERTEL, *Text and Transmission: An Empirical Model for the Literary Development of Old Testament Narratives* (BZAW 221), Berlin / New York 1994, und nicht zuletzt D.M. CARR, *Reading* (Anm. 4), 23–40.

²¹ TIGAY, a.a.O., xi.

²² [Der an dieser Stelle in der Erstveröffentlichung angekündigte Beitrag konnte noch nicht realisiert werden.]

Vorliegen deutlicher Anzeichen für einen Kompositcharakter bleibt die Wortlautrekonstruktion am Ende unerreichbar.²³ Ganz unverträglich mit der Axiomatik der Literarkritik sind Befunde wie die, dass gerade in den redaktionellen Neugestaltungen Kohärenzstörungen innerhalb der Vorlagen geglättet werden.²⁴ Bei den Chronikbüchern in ihrem Verhältnis zu Pentateuch, Samuel- und Königsbüchern ergeben sich grundsätzlich die nämlichen Befunde. Näheres kann hier nicht ausgeführt werden.²⁵ Angemerkt sei immerhin, dass relativ gute Analyseaussichten da zu bestehen scheinen, wo sprachlich und konzeptionell deutlich als chronistisch zu identifizierende Abschnitte nicht widerspruchsfrei mit älterem | Gut verbunden sind.²⁶ Nun könnte man erwägen, ob die unübersehbare Freiheit des Chronisten, der Tempelrolle oder des Jubiläenautors gegenüber ihren Quellen damit zusammenhängen mag, dass diese von jenen nicht verdrängt wurden/werden sollten. Einer solchen salvatorischen Vermutung stehen jedoch bereits Befunde der Textgeschichte des biblischen Textes entgegen: Obschon die verfügbaren Textzeugen in der Regel ausgesprochen späte Prozesse innerhalb der weitgehend schon formierten und (proto-)kanonischen Überlieferung spiegeln, belegen sie neben den dominierenden additiven Erweiterungen auch Kürzungen, den Wortlaut verändernde Transformationen etc.²⁷

²³ Instruktiv hierfür ist schon das schlichte Beispiel des Senfkornvergleichnisses, das in seiner matthäischen Fassung (Mt 13,31f.) eine massive Inkohärenz aufweist, insofern diese als Parabel beginnt und als Gleichnis zu Ende geführt wird. Gleichwohl würde man hier kaum an die redaktionelle Verknüpfung zweier Quellen denken. Aber auch bei einer Vorgabe dieses Modells blieben Rekonstruktionsversuche aussichtslos.

²⁴ Man vergleiche dazu etwa die Gerasenerepisode in Mk 5 und ihre synoptischen Parallelen. Für die Methodik fast noch fataler ist die Möglichkeit, dass Inkohärenzen tatsächlich gegeben sind, aber – wie oben als Möglichkeit genannt – in keinem signifikanten Zusammenhang mit der Diachronie des Textes stehen, literarkritisch gedeutet also in die Irre führen müssen. Dergleichen scheint mir etwa bei der Zusammenarbeit von Gen 1 und 2f. im Jubiläenbuch zu beobachten zu sein.

²⁵ Vgl. aber auch den entsprechenden Vergleich von 2 Sam 7 und 1 Chr 17 bei WERLITZ, Studien (Anm. 14), 81ff.

²⁶ Dergleichen ist z.B. bei der chronistischen Beurteilung von Sauls Tod in 1 Chr 10,13f. gegeben. Auf der anderen Seite weist gerade 1 Chr 10 gegenüber 1 Sam 31 mehrfach eine geglättete Fassung auf (z.B. im Bericht von Sauls Beisetzung in 10,12 gegenüber 1 Sam 31,12f.).

²⁷ Es liegt nahe, hier zunächst an die textgeschichtlichen Befunde im Jeremiabuch zu denken; vgl. bspw. die Übersicht von E. TOV, *The Literary History of the Book of Jeremiah in the Light of its Textual History*, in: TIGAY, *Models* (Anm. 20), 211–237. Ebenso sind jedoch auch andere Bücher heranzuziehen; vgl. u.a. den Befund zur LXX der Königsbücher nach den überzeugenden Analysen von Z. TALSHIR, *The Image of the LXX-Edition in the Book of Kings* (hebr.), *Tarb.* 59 (1989/90) 249–302; DIES., *The Alternative Story 3 Kingdoms 12:24 A–Z* (JBS 6), Jerusalem 1993.

Zur Illustration soll hier lediglich auf den Bericht zu den Asylstädten in Jos 20 etwas näher eingegangen werden. A. ROFÉ sieht in einer eindringenden Analyse (Joshua 20: *Historico-Literary Criticism Illustrated*, in: TIGAY, *Models* [Anm. 20], 131–147) gerade hier die Validität diachroner Fragestellung durch den textgeschichtlichen Befund bestätigt, insofern der kürzere Septuaginta-Text (LXX^B) noch ein älteres literargeschichtliches Stadium vor einer deuteronomistisch geprägten Bearbeitung spiegele, wie es auch durch eine davon unabhängige Analyse zu erheben sei (vgl. dazu schon J. WELLHAUSEN, *Die Composition des Hexateuchs und der historischen Bücher des Alten Testaments*, 1899³, 132, mit

So ernüchternd der Ertrag vieler „Fallbeispiele“ für eine sich selbst evidente analytische Methodik auch ausfallen mag, darf er doch nicht vor-| schnell generalisiert oder gar als Feigenblatt für einen bequemen Verzicht auf jede Analyse missbraucht werden.

So gibt es durchaus auch die „empirischen“ Beispiele, welche spezifische literargeschichtliche Hypothesen und damit auch die grundsätzliche Validität eingeführter Kriterien und Argumente durch „external evidence“ bestätigen. Dazu gehört etwa die Beurteilung von Ri 6,7–10 als relativ späte Einschreibung in einen gegebenen (dtr) Kontext.

Für diese Annahme lässt sich ein ganzes Syndrom von Argumenten „klassischer“ diachroner Analytik anführen:²⁸

(1) Die Verse werden über die wiederholende Aufnahme der unmittelbar vorausgehenden Aussage (V. 6b) gleichsam an den Vorkontext angedockt.²⁹

(2) Inhaltlich bilden die Verse 8–10 eine vorweggenommene Antwort auf Gideons Frage an den Engel in V. 13. Dies gibt einerseits einen wichtigen Hinweis auf die Funktion von V. 7–10, bewirkt andererseits eine gewisse narrative Störung.

(3) Die Rede des Propheten bleibt praktisch ohne szenische Einbindung, insbesondere an ihrem Ende.

(4) Auch der Anschluss an die Erzählhandlung ist eher lose, insofern der Handlungsplot der Midianernot nicht weitergeführt, sondern im Sinne einer grundsätzlichen geschichtstheologischen Programmatik *gedeutet* wird.

(5) Der Abschnitt ist phraseologisch eng mit Jos 24 verbunden und eben darin von der dtr kompositionellen Hauptschicht in Ri 6 unterschieden.³⁰

Verweis auf Hollenberg, u.a.m.). Daneben wird gelegentlich aber auch die Priorität von MT und eine Kürzung durch die LXX bzw. deren hebräischer Vorlage angenommen (s. J.C. GERTZ, Die Gerichtsorganisation Israels im deuteronomistischen Gesetz [FRLANT 165], Göttingen 1994, 154, Anm. 144; L. SCHMIDT, Leviten- und Asylstädte in Num. xxxv und Jos. xx; xxi 1–42, VT 52 [2002] 103–121, hier 105f.). Diese Alternative braucht hier freilich nicht diskutiert zu werden. Denn in beiden Fällen ist mit transformierenden Eingriffen in den Text zu rechnen (bes. bei V. 3!), und in keinem der Fälle wäre eine Wortlautrekonstruktion des mutmaßlichen Ausgangstextes möglich – selbst unter der Voraussetzung, dass die Bezugstexte in Num und Dtn zur Verfügung stünden: Für die Annahme einer massiven Kürzung im LXX-Text liegt dies auf der Hand, aber auch bei der umgekehrten Annahme bliebe das LXX-Plus in V. 3b unzugänglich; analytisch läge vielmehr ein direkter Anschluss von V.7ff. an V. 3 MT näher, und auch dann verbliebe ein Zwitter aus einer P-Prägung und D-Einsprengseln. Derlei, aber auch die über den LXX-MT-Vergleich nicht zu erklärende Inkohärenz in V. 6 oder Differenzen bei Einzellexemen weisen die Grenzen klarer Schichten-Rekonstruktionen selbst in einer solch späten Überlieferung auf.

²⁸ Vgl. E. BLUM, Die Komposition der Vätergeschichte (WMANT 57), Neukirchen-Vluyn 1984, 52, Anm. 36, mit dem Verweis auf Wolfgang Richter und weiterer Literatur.

²⁹ A. ROFÉ, „The Book of Balaam“ (Numbers 22:2–24:25). A Study in Methods of Criticism and the History of Biblical Literature and Religion (hebr.) (JBS 1), Jerusalem 1979, 56. Rofé vergleicht dies mit dem Anschluss von Num 22,22ff. an V. 21 und spricht für beide Fälle von einer „related expansion“.

³⁰ Vgl. Ri 6,8b mit Jos 24,17a; 6,9b mit 24,18a; 6,10a mit 24,15a; 6,10b mit 24,24b(!).

(6) Das Auftreten des anonymen Propheten hat seine nächsten Parallelen in der Einführung prophetischer Mahner in der Chronik (z.B. 2. Chr 11,2–4; 15,1ff.; 16,7ff.).

(7) Der bündige Anschluss von 6,11ff. an 6,1–6 im Sinne der dtr Rahmungen in der Darstellung der Richterzeit erweist 6,7–10 als nach-dtrG-Einschreibung.

Diese Sicht wird nun entscheidend gestützt durch die Lesart der Qumranhandschrift 4QJudg^a, in der genau die diskutierten Verse „fehlen“. Da keinerlei Indizien für einen technischen Abschreibfehler oder für eine bewusste Auslassung zu erkennen sind, kann die Handschrift als Zeuge für die literarhistorisch postulierte Textgestalt (noch ohne Ri 6,7–10) gelten.

Von einer „Empirie“ ganz anderer Art, aber in mancher Hinsicht noch signifikanter sind forschungsgeschichtliche Befunde wie der seit Generationen bestehende internationale und interkonfessionelle Konsens, in dem ca. 45% des Pentateuchtextes weitgehend übereinstimmend als priesterliche Überlieferung(en) im weiteren Sinne von den sonstigen Texten diachron abgegrenzt werden, selbst da, wo die Schichten kompliziert ineinander verschlungen sind wie in der Sintflut- oder der Schilfmeerzählung. Möglich wird diese stabile Analyse vor allem durch das außerordentlich ausgeprägte sprachliche und konzeptionelle Profil der P-Überlieferung und durch ihre nicht nur primär additiven, sondern häufig auch pointiert *diskontinuierlichen* Fügungen.³¹ Es liegt nahe, an analogen Beispielen systematisch solche Bedingungen der Konsensfähigkeit von Vorstufenrekonstruktionen zu erheben. Daraus könnten dann Parameter für die graduelle Plausibilität diachroner Analysen gewonnen werden. Entsprechende Untersuchungen bilden freilich ein Desideratum.

Nimmt man aber die bisherigen Befunde der „empirischen“ Gegenproben und grobe Einschätzungen tatsächlicher Konsensbildung als Indizien, dann lässt sich auf der einen Seite mit hoher Bestimmtheit sagen, unter welchen Umständen die analytischen Möglichkeiten gegen Null gehen.³² Auf der anderen Seite lassen sich im Blick auf die Konsensfähigkeit diachroner Stratigraphien gewisse Tendenzen immerhin *tentativ* benennen:³³ Die Konsensfindung dürfte ungleich aussichtsreicher sein bei großräumigen, komplexe Plot- und Kompositionsstrukturen umgreifenden Analysen als bei kleinräumigen Kohärenzanalysen. Sie dürfte wahrscheinlicher sein bei geschlossenen, blockweisen Ergänzungen, Einschreibungen etc. als bei fragmentarischen, punktuellen oder sozusagen fortlaufend eingeschriebe-

³¹ Es gehört zu den Besonderheiten der literarischen Verbindung von priesterlichem und nicht-priesterlichem Material, dass dabei harte Diskontinuitäten nicht nur in Kauf genommen, sondern mitunter sogar profiliert werden, was auf die sehr spezifischen Rahmenbedingungen dieser Traditionsbildung zurückzuführen ist. Allerdings stehen daneben auch kohärente, fugenlose Verbindungen des P-Materials. Zum Ganzen s. E. BLUM, *Studien zur Komposition des Pentateuch* (BZAW 189), Berlin / New York 1990, 333ff.

³² Immer dann, wenn die Tradenten den Vorlagentext sprachlich transformieren, inhaltlich glätten, (subtraktiv) kürzen, straffen, in Teilen umstellen etc.

³³ Dabei ist primär an Prosaüberlieferung gedacht. Im Falle formal gebundener Texte kommen zumindest noch andere Gesichtspunkte dazu.

nen Elementen. Sie wird ganz entscheidend gewinnen, wenn die Analyse sich auf unstrittige inhaltliche (Plot, Konzeption, Theologie) und/oder formale (Stil, Phraseologie etc.) Konturierungen stützen kann, eventuell sogar auf nachweisliche redaktionelle Techniken (Wiederaufnahme, Prolepse etc.) oder auf „dialogische“ Bezüge zwischen Textabschnitten.³⁴ Bei allen genannten Zusammenhängen können natürlich auch Kohärenzindizes eine wichtige Rolle spielen, deren Kriterien freilich vielfach selbst noch auf ihre Signifikanz zu prüfen wären.³⁵ Für eine mögliche Konsensbildung spielt nicht zuletzt auch die Tiefe der „Vorstufenrekonstruktionen“ eine Rolle; entsprechende forschungsgeschichtliche Erhebungen könnten prüfen, ob es nicht „kritische Mengen“ postulierter Strata in einer begrenzten Perikope ohne größere phraseologische Varianz gibt, bei denen sich die Zustimmungsbereitschaft drastisch reduziert. Wie gesagt, es geht um die Konsensbildung, nicht um die „tatsächlichen“ überlieferungsgeschichtlichen Sachverhalte; letztere mögen unsäglich komplex gewesen sein (auch bei Texten, die allgemein als „einheitlich“ gelten), nur entziehen sich gewisse Spielarten von Komplexität unserem Urteil.

Bezogen auf das gängige Verständnis von Literarkritik scheint sich mir jedenfalls abzuzeichnen, dass deren Kernkriterien in ihrer Tragfähigkeit bisher oft weit überschätzt werden.³⁶ Für die konkrete exegetische Arbeit dürfte dies nachhaltigere Konsequenzen haben, als man vorderhand denken mag. Die Überschätzung der Möglichkeiten einer textimmanenten literarkritischen Analyse fällt nämlich häufig immer noch zusammen mit der prozeduralen und heuristischen Vorordnung der Fokussierung auf Indizien diachroner *Uneinheitlichkeit* vor Lesungen, die sich ganzheitlich auf einen Text einlassen.³⁷

Kurzum: Nimmt man die skizzierten Problemstellungen und Anfragen ernst, dann erscheint in der Tat eine Neuorientierung in der Axiomatik, den Kriterien und Regeln literargeschichtlicher Analysen notwendig, eine Neuorientierung, die letztlich zur Auflösung herkömmlicher „Literarkritik“ als eines *eigenständigen Verfahrens* (nicht der literarkritischen Fragestellung!) führen dürfte.

³⁴ Vgl. für ein entsprechendes Syndrom das oben vorgestellte „Fallbeispiel“ von Ri 6,7–10.

³⁵ Damit ist ein großer Fragehorizont angesprochen, der in diesem Rahmen nicht aufgenommen werden kann. Für glänzende Beispiele einer quasi-empirischen Überprüfung gängiger Maßstäbe sprachlich-stilistischer oder narrativer Kohärenz verweise ich auf H.-J. STIPP, *Elischa – Propheten – Gottesmänner. Die Kompositionsgeschichte des Elischazyklus und verwandter Texte*, rekonstruiert auf der Basis von Text- und Literarkritik zu 1 Kön 20.22 und 2 Kön 2–7 (ATSAT 24), St. Ottilien 1987, 97ff.182ff.287ff.

³⁶ Dies scheint mir auch ein wesentliches Ergebnis von Werlitz' Prüfung des „Paradigma(s) textinterner Literarkritik“ zu sein; s. DERS., *Studien* (Anm. 14), 42ff.

³⁷ Dazu E. BLUM, *Von Sinn und Nutzen der Kategorie „Synchronie“ in der Exegese*, in: W. DIETRICH (Hg.), *Saul und David im Widerstreit – synchrone und diachrone Exegese im Wettstreit. Beiträge zur Auslegung des ersten Samuelbuches* (OBO 206), Freiburg/Schweiz u. Göttingen 2004, 16–30.

2. Konzeptionelle Engführungen

Es geht freilich nicht allein um die Kritik der Literarkritik in ihrem gängigen Zuschnitt. Auch andere Teile des sog. „Methodenkanons“ erweisen sich in manchen spezifischen Entwicklungen auf analoge Komplexitätsreduktionen angelegt.³⁸ Noch sehr viel effektiver dürften in dieser Hinsicht allerdings allgemeine konzeptionelle Einstellungen sein, welche die Hypothesenbildung und die Argumentationsstruktur in einem größeren Horizont steuern. Gemeint sind fundamentale Annahmen über den zu untersuchenden Gegenstandsbereich, die, einmal etabliert, zu unbefragten Selbstverständlichkeiten, zu impliziten Axiomen der disziplinären Arbeit absinken.³⁹ Zwei Beispiele von einiger Bedeutung auch für die gegenwärtige Forschung sollen im Folgenden skizziert werden.

Das erste hier zu nennende implizite Axiom ist das Konzept der *Selbigkeit der Texte* in der alttestamentlichen Literaturgeschichte. Es bildet nicht nur die Geschäftsgrundlage für Teile der Methodik⁴⁰, sondern gibt die generelle Blickrichtung diachroner Analysen vor. Dies spiegelt sich nicht zuletzt in der allgemein verwendeten Terminologie, so in dem neutralen, und wohl deshalb zunehmend gebrauchten Begriff der „Vorstufenrekonstruktion“, darüber hinaus in der elementaren Frage nach „Grundschichten“, „Ergänzungsschichten“ etc. Mehr noch, die gesamte Metaphorik, mit der sich Exegese als eine Art Textarchäologie zu definieren scheint,⁴¹ hat zur selbstverständlichen Voraussetzung, dass es bei der Frage nach der Diachronie eines Textes um die Genese ein und derselben Entität geht.⁴² Nichts anderes impliziert jedenfalls die Ausrichtung auf „Vorstufen“ oder die „Grundschicht“. Mit dem derzeit allgegenwärtigen Begriff der „Fortschreibung“ scheint besagtes Axiom vielfach – reflektiert oder nicht – in ein exegetisches Programm überführt zu sein.

Wie problematisch eine solche Generalisierung ist, dürfte jedoch unmittelbar einleuchten, sobald man Text-Text-Beziehungen wie die zwischen

³⁸ Hier sind insbesondere die inkonsistenten Konzepte der sog. Formgeschichte zu nennen; vgl. dazu E. BLUM, Formgeschichte – A Misleading Category? Some Critical Remarks, in: M.A. SWEENEY / E. BEN ZVI (Hg.), *The Changing Face of Form Criticism for the Twenty-First Century*, Grand Rapids / Cambridge 2003, 32–45; vgl. auch schon C. HARDMEIER, Texttheorie und biblische Exegese. Zur rhetorischen Funktion der Trauermetaphorik in der Prophetie (BEvTh 79), München 1978, 258ff.

³⁹ Vgl. zum Folgenden auch den kritischen Hinweis von TSEVAT, *Common Sense* (Anm. 18), 218, auf einen geläufigen „implicit recourse to ‚first principles‘ possessing prima facie plausibility“ zur Lösung komplexer exegetischer Probleme.

⁴⁰ In diesem Sinne wurde es oben schon implizit angesprochen (vor Anm. 27).

⁴¹ Entsprechendes gilt für andere Metaphern wie „Subtraktionsverfahren“ u.ä.m.

⁴² Selbstverständlich unter Einschluss einer Möglichkeit wie der, dass mehrere Texte in einem größeren aufgehen. Die Identifikation des jeweils selbigen Textes hängt mithin von der analytischen Zugriffsebene ab.

dem Matthäus- und dem Markusevangelium oder zwischen Chronik- und Königsbüchern bedenkt: Weder würde die Chronik üblicherweise als weitere redaktionelle Stufe der Königsbücher betrachtet werden, noch Markus als „Grundschrift“ von Matthäus. Hier wie auch im Falle des Jubiläenbuches, der Antiquitates des Josephus etc. wird man stattdessen sachgemäßer von „eigenständigen Textbildungen unter Verarbeitung von vorgegebenem Material“ sprechen.

Für unseren Zusammenhang kommt es nun nicht so sehr auf den Begriff der Selbigkeit/Identität von Texten oder Werken an und wie er näher hin zu definieren wäre,⁴³ sondern darauf, welche analytischen Optionen mit dem Axiom der Selbigkeit präsupponiert bzw. ausgeschlossen werden.

Von vornherein ausgeschlossen wäre z.B. eine Texterklärung, wie sie sich im Falle von 1 Kön 17 nahelegt: Vieles deutet hier darauf hin, dass der Autor der großen Eliaerzählung einen literarischen Elischazyklus vorliegen hatte und in seinen Sareptaepisoden die beiden aufeinander folgenden Elischa-Legenden von 2 Kön 4,1–7.8–27 als Eliawunder neu erzählt, wobei etwa die große Erzählung von der Schunemiterin (30 Verse) in eine kurze Episode von acht Versen umgegossen wird.⁴⁴

Wie wenig ein solcher Fall in den gängigen Kategorien vorgesehen ist, lässt sich in mehrfacher Hinsicht demonstrieren: Zum einen findet er in O.H. Stecks weithin akzeptierter methodischer Systematik keinen genuinen Platz; vielmehr fällt er ziemlich genau *zwischen* Stecks „Schritte“ der „Redaktionsgeschichte“ (als Bearbeitung eines selbigen Textes) und „Traditionsgeschichte“ (als Geschichte rezipierter Vorstellungen, Traditionsstoffe etc.). Zum anderen impliziert er ein ungewohntes Analyseverständnis: Dass eine Vorlagenrekonstruktion von 1 Kön 17 her ausgeschlossen ist, stellt hier nicht das (unbefriedigende) Resultat einer unfreiwillig-unvollständigen Vorstufenanalyse dar, sondern beruht darauf, dass es eine „Vorstufe“ gar nicht gibt (wohl aber eine literarische „Vorlage“). Und schließlich nötigt der Befund zu einem differenzierten Konzept von „Einheitlichkeit/Uneinheitlichkeit“: Zwar gibt es in 1 Kön 17,17ff. durchaus Elemente narrativer Inkohärenz, die auch diachron signifikant sind; sie führen jedoch nicht auf verschiedene „Hände“ (*ein* Autor hat den Abschnitt „in einem Zuge“ formuliert), sondern eben auf die Transformation literarischen Materials.

⁴³ Vermutlich lassen sich Urteile über die Identität von literarischen Entitäten nicht hinreichend über die gegebene oder nicht-gegebene Substanz (gleichsam „ontologisch“) fundieren, sondern letztlich nur in der Textpragmatik. Die Frage entscheidet sich demnach daran, ob Autoren und/oder Rezipienten darin dasselbe Werk sehen oder nicht (vgl. etwa den Fall divergierender Handschriften, die ein und dasselbe Werk repräsentieren).

⁴⁴ Dazu und zum Folgenden s. E. BLUM, Der Prophet und das Verderben Israels. Eine ganzheitliche, historisch-kritische Lektüre von 1 Regum XVII–XIX, VT 47 (1997) 277–292, hier 278ff. mit Literatur.

Das Spektrum diachroner Modelle mit unterschiedlichen Zuordnungen von Textbildung und Vorgaben, von Rezeption und Produktion *jenseits* der textarchäologischen Stratastruktur ließe sich leicht vergrößern. Demgegenüber steuert das unhinterfragte implizite Axiom der Selbigkeit der Texte bereits den ersten analytischen Blick auf die Texte im Sinne einer einzigen, handwerklich scheinbar zugänglicheren Option.

Das andere implizite Axiom, auf das hier noch verwiesen werden soll, steht im Zusammenhang des vielleicht folgenreichsten Paradigmenwechsels der alttestamentlichen Exegese in den letzten Jahrzehnten, einer methodischen Neuorientierung, die man in Analogie zu ähnlichen Schlagworten als *literary turn* bezeichnen könnte. In gewisser Weise bildete er einen *return* hinter eine Ausrichtung der Forschung, die im Anschluss an Einsichten Hermann Gunkels von so herausragenden Fachvertretern wie Albrecht Alt, Martin Noth und Gerhard von Rad vorangetrieben worden war. Der Fokus ihres Interesses lag primär auf den vorliterarischen, mündlichen Überlieferungsprozessen, von denen her sich ihnen nicht zuletzt die Vor- und Frühgeschichte Israels und seiner Traditionen zu erschließen schien. Diese Fokussierung betraf die meisten alttestamentlichen Traditionsbereiche: Geschichtsüberlieferung, Recht, Prophetie und Kult. Ein Rückschlag des Pendels war angesichts einer teilweise wenig skrupulösen Übersteigerung der Hypothesen im Grunde zu erwarten. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts primär in der Pentateuchanalyse einsetzend eroberte sich der methodische Vorrang des literarischen Textes dann rasch die Prophetenexegese und die Psalmenauslegung („Psalterexegese“). Dabei ist für die Wirkkraft dieses Prozesses der Umstand kaum zu überschätzen, dass auch die anfangs genannten neuen Fragestellungen jenseits des historisch-kritischen Kanons wie die kanonische Exegese (Brevard S. Childs, James A. Sanders u.a.) und die sog. synchrone literarische Interpretation am *literary turn* partizipierten bzw. ihn beförderten.

In methodischer Hinsicht erwies sich der Verzicht auf Rekonstruktionsversuche *mündlicher* Vorgeschichten von Erzählungen etc. rasch als entlastender Realismus, und die Besinnung auf die vorliegenden literarischen Kontexte öffnete verstärkt den Blick für Kompositionen, das Phänomen der Fortschreibung, innerbiblische Auslegungsprozesse etc. Nicht zuletzt auch in der Prophetie hat diese Akzentverschiebung gewichtige Einsichten ermöglicht.

Man mag es mit der Pendeldynamik solcher Entwicklungen erklären, die dazu verführt, einen Ansatz unter dem Feldzeichen der „Konsequenz“ bis zum Anschlag auszureizen;⁴⁵ jedenfalls konnte die Disziplin dieser Verführung wohl auch hier nicht ganz widerstehen, freilich um | den Preis einer

⁴⁵ Dass solche Ausschläge eine gewisse Nachhaltigkeit aufweisen, lässt sich wiederum relativ leicht mit dem eingangs entfaltenen Strukturproblem der Disziplin begründen.